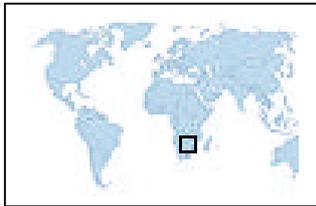




**18. August 2003 bis 7. September 2003**

## Wann war eigentlich der Anfang vom Ende?

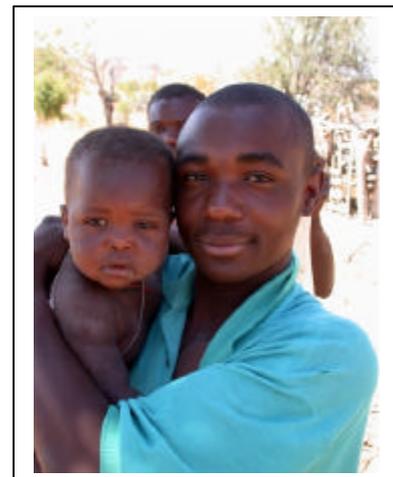


Die Menschen in Zimbabwe gehen durch harte Zeiten, weiße wie schwarze. Robert Gabriel Mugabe, einst gefeierter, demokratisch gewählter Premierminister ist zum machtbesessenen Schreckgespenst für ein ganzes Land geworden. Viele behaupten er sei krank, AIDS wird gemunkelt. Alle sind sich einig, dass sich die Situation erst bessert, wenn er aus der politischen Landschaft verschwindet. Aber wie? Ein freiwilliger Rückzug ist nicht zu erwarten. Schon deshalb nicht, weil sein System aus Korruption und Erpressung ihm selbst keinen Spielraum lässt. Er fürchtet bereits derart um sein Leben, dass sein Konvoi, neben bewaffnetem Militär, stets von einem Krankenwagen begleitet wird. Die Leute auf der Straße hoffen, dass der Herr ihn bald zu sich ruft.

Zimbabwe ist ein fruchtbares Land, reich an Bodenschätzen und gesegnet mit Menschen mit einem starken Überlebenswillen. Sie legen die Hände nicht in den Schoß. Für uns erstaunlich ist, dass sie trotz allem lächeln können. Sie sind unglaublich friedliebende, freundliche Menschen. Beobachter aus Nachbarländern sagen, genau das sei ihr Problem: Die Bevölkerung Zimbabwes ertrüge zu viel, zu lange.

Mugabe wurde 1980, in den ersten freien Wahlen des unabhängigen Zimbabwe zum Staatsoberhaupt gewählt. Zu dieser Zeit lebten etwa 270 000 Weiße im Land. Mugabe versprach, 162 000 schwarze Familien in Farmland umzusiedeln, das bis dato den Weißen

gehörte. Dem Plan lag zunächst zugrunde, dass Weiße ihr Land freiwillig an Schwarze verkaufen würden. Dies erfüllte aber längst nicht die angestrebte Quote. So wurde 1992 der „Land Acquisition Act“ vom Parlament bewilligt. Darin wurden fünf Millionen Hektar Land, das in der Hand der weißen Bevölkerung lag, für die Umsiedlung von 100 000 schwarzen Farmern vorgesehen. Die Weißen sollten mit (nahezu wertlosen) staatlichen Wertpapieren entschädigt werden. Bis 1999 wurde dieses Gesetz insofern umgesetzt, als man es dazu benutzte, verlassene Ländereien oder Zweitfarmen von Weißen an Regierungsbeamte zu verteilen. Im Jahr 2000 begannen dann die sogenannte Kriegsveteranen, unter denen sich auch gelangweilte Jugendliche ohne Perspektive befanden, Farmen von Weißen zu besetzen. In Nacht-und-Nebel-Aktionen wurden weiße Farmer gewaltsam zwangsenteignet. Dabei kamen mehrere Menschen zu Tode. Mugabe unterstützte dieses Treiben durch Hetzreden, selbst gegen den Widerstand des obersten Gerichtshofes, der bis heute eine Entschädigung der Farmer



Kinder sichern die Zukunft:  
Stolzer Papa mit Sohn

verlangt. (Frei übersetzt und ergänzt aus Lonely Planet „ZIMBABWE“; Aktuelle Informationen unter [www.hupeverlag/FEATURES/ZimNews.de](http://www.hupeverlag/FEATURES/ZimNews.de))

Die gewaltsamen Übergriffe der Kriegsveteranen beschränkten sich nicht auf die weißen Farmer, auch Siedlungen der Schwarzen wurden überfallen und geplündert. Viele Weiße haben aus Angst und wirtschaftlicher Notsituation das Land seither verlassen. Inzwischen machen sie nicht einmal mehr 1 Prozent der

Gesamtbevölkerung aus. Und was sind die Folgen? Die schwarzen Farmarbeiter sind arbeitslos und hungern mit Ihren Familien. Durch die Enteignungen liegen die Farmen brach, da die Kriegsveteranen und Politiker, denen das Land nun gehört, vom Farmen meist nichts verstehen. Zudem wurden die

hochgelobten Rinderbestände Zimbabwes sinnlos niedergemetzelt. Diese wieder

aufzubauen wird selbst nach einer politischen Wende noch Jahrzehnte dauern. Eine Geschichte die uns von betroffenen erzählt wird, macht das Ausmaß des Dramas deutlich: „Die Farm meines Bruders ging gut. Er hatte 80 Angestellte die jeweils etwa 10 Familienangehörige versorgten. Der Koch war ein besonders tüchtiges Kerlchen und sehr talentiert. Meine Schwägerin schickte ihn auf einige Seminare. Eines Tages kam der Bescheid für die Enteignung. Mein Bruder entschied sich das Land zu verlassen. Die Familie flüchtete ins Exil nach Australien, die Angestellten blieben zurück. Als mein Bruder sich wenig später nach dem Koch erkundigte erhielt er von dessen Familie die Botschaft, dass der Junge verhungert sei.“



Auch das ist Zimbabwe:  
Kleine Dörfer vor wundervoller Landschaftskulisse



Ratlose Frauen: Sie wissen nicht, wovon sie ihre Kinder ernähren sollen

Die Exporteinnahmen des Landes sind auf nahezu Null gesunken und Lebensmittel müssen inzwischen importiert werden. Die Vielfalt an Frischwaren auf den Märkten hält sich in Grenzen und die Preise sind von den Einheimischen kaum zu bezahlen. Grundnahrungsmittel fehlen. Da die Devisen knapp sind, ist das Land nicht in der Lage Treibstoff zu beschaffen. Die wenigen Lieferungen die es gibt, sollen von Ghaddafi gesponsert sein, dem inzwischen viele Ländereien in Zimbabwe zu gehören scheinen. Taucht auf dem Markt Treibstoff auf, ist er auch sofort

wieder weg. Der Schwarzmarkt blüht, denn was privat verhökert werden kann lässt sich viel teurer verkaufen. Die Inflation galoppiert. Wer einkaufen will braucht schon deshalb einen Korb, um all die 500 Zim Dollar Scheine (Wert zur Zeit etwa 15 Cent) zu transportieren, die nötig sind, um die Waren zu bezahlen.

## Mosi oa Tunya

Ein Fest für die Sinne: Lärm wie Donnergrollen, Wassermassen die den Schaulustigen bis auf die Haut durchnässen und die Sonne, die dazu farbenprächtige Regenbogen in den Himmel malt. So präsentieren sich uns die Viktoria Fälle. Die Einheimischen nennen sie „Mosi oa Tunya“, was soviel bedeutet wie „Rauch der donnert“. Dieses zu den sieben Weltwundern zählende Naturschauspiel liegt an der Grenze zwischen Zambia und Zimbabwe. Hier stürzen sich pro Minute 550 000 Kubikmeter Wasser in die Tiefe. Die Gischt erzeugt dabei ein Mikroklima das, einzigartig für diese Region, einen tropischen Regenwald entstehen ließ. Neben einer artenreichen Flora kann der Vogelliebhaber zahlreiche endemische Arten beobachten. Die Ornithologen erkennen wir daran, dass sie stundenlang aufmerksam suchend durch das Gelände streifen, wobei sie den Wasserfällen stets den Rücken zukehren. Die Abrisskante, die sich auf eine imposante Gesamtlänge von 1,7 Kilometer erstreckt, können wir von der gegenüberliegenden, zimbabwischen Seite fast vollständig einsehen. In zahlreichen, nebeneinander liegenden Kaskaden schießt hier der Fluss über die Klippe, um dann mit Getöse hundert Meter tiefer auf die Felsen aufzuschlagen. Zu dieser Jahreszeit führt der Zambezi zwar nicht die volle Wassermenge, dadurch ist aber für uns der Blick in die Schlucht frei. (Bei Hochwasser sieht man hier nur Gischt.) Besonders beeindruckend ist der Death Point. Diese Gesteinsformation, die nicht durch Geländer gesichert ist, übt eine magnetische Anziehungskraft auf Fotografen aus. Ich halte dabei die Luft an, weil ich befürchte, dass Stefan dem Zambezi hinterher hechtet.

Als wir den Nationalpark verlassen, werden wir von Souvenirhändlern angesprochen. Sie erzählen uns die Sage von Nyami-Nyami, dem Wassergeist des Zambezi. Das Ungeheuer mit dem Kopf eines Fisches und dem Körper einer Schlange soll im Fluss sein Unwesen treiben und von jedem der es herausfordert ein Opfer abverlangen. Das Symbol wird hier natürlich zu allerlei Souvenirs verarbeitet. Es drängt sich der Eindruck auf, dass mir hier eher der Händler ein Opfer abverlangt.

### Sorry we are out of...

Die Stadt Victoria Falls ist ein Sammelbecken für Touristen, aus dem Boden gestapft, um die Bedürfnisse der Besucher zu befriedigen. Ein künstliches Pflaster. Wer hier wohnt, lebt vom Tourismus, ist Souvenirhändler, Tourguide oder Angestellter einer der zahlreichen Adventure Companys. Letztere verkaufen das all-inclusive Paket für den Zambezi-Nervenkitzel: Bungee Jumping, Rafting, Ultralightflug. Wer sich hier als Tourist auf die Straße wagt, muss sich darauf einstellen attackiert zu werden. Auf der Straße wird alles geboten. „You buy this bowel, I make you good price“, „Hello Sir you want to change money?“ „How about a rafting tour boss?“ „Do you like marijhuana?“ Wir sind vorgewarnt uns auf Geldwechsel nicht einzulassen. Viele Leichtgläubige haben amerikanische Dollar gegen ein Bündel Zeitungspapier eingetauscht. Die Jungs hier sind schnell und die Enttäuschung nach einem solchen Deal groß. Wir folgen dem Tipp von Jürgen und Beate und gehen zum Wechseln ins Spar Geschäft. Der Besitzer, Jack, sitzt buchstäblich auf Säcken mit Zimbabwe Dollar. „Ich beschäftige unzählige Angestellte, die den ganzen Tag nichts anderes tun, als Geld zu zählen. Jeden Abend bringe ich das Geld zur Bank. Hier schreibt man mir für 500 Zim Dollar (die größte verfügbare Geldnote) 800 Zim Dollar gut, denn ohne mich wäre die Bank am nächsten Tag nicht in der Lage Geld auszuzahlen. Bargeld ist Mangelware in diesem Land.“ Stefan hat alle Zeit der Welt die Scheine nachzuzählen.

Sie sind gebündelt zu 50 000 Zim Dollar. Bei unserem ersten Besuch werden die Bündel noch mit Gummis zusammengehalten. Als wir drei Tage später wieder kommen, kann Jack uns diesen „Service“ nicht mehr bieten. „Sorry, Zimbabwe is out of rubber band“. Auf dem Rückweg zum Campingplatz passieren wir die Tankstelle. Ein Schild kündigt in großen Lettern an:

DIESEL – NO

PETROL – NO

PARAFFIN – NO

Stefan hält diesen Zeitzeugen natürlich im Bild fest, was uns umgehend Ärger durch den Sicherheitsbeamten einhandelt. Fotografieren ist hier verboten. Von Einheimischen erfahren wir, dass im Staatsradio von Gerüchten über Treibstoffknappheit die Rede ist. Die Opposition wird bezichtigt diese Gerüchte in die Welt zu setzen. Nur ein Beispiel wie hier Propaganda betrieben wird.

Von Medienvielfalt kann ohnehin keine Rede mehr sein. Im Fernsehen gibt es inzwischen nur noch ein Programm. Der linientreue Moderator schafft es jeden Abend den Satz zu sagen „Television 1, the best you can get in Zimbabwe!“, ohne dabei in schallendes Gelächter auszubrechen.

Die letzte kritische Tageszeitung wurde unlängst geschlossen. Das Gericht hat dies zwar für rechtswidrig erklärt, aber da die Polizei inzwischen alle Computer beschlagnahmt hat, sitzt die Redaktion auf dem Trockenen.

#### Zum „high tea“ ins Viktoria Falls Hotel

Ein hochherrschaftliches Gebäude, britischer Kolonialstil, Personal in weißem Frack mit Fliege und ein gigantischer Blick von der weitläufigen Terrasse auf die Victoria Bridge. Diese Atmosphäre genießen wir in einem der „leading hotels of the world“ in vollen Zügen. Der Buttler am hochherrschaftlichen Eingang ist den Umgang mit VIPs gewohnt, muss sich aber zur Zeit mit miefenden, schlecht gekleideten Individualtouristen begnügen. Durch die günstigen Schwarzmarkt-



Tauschraten für Zim Dollar ist die Verwöhnpackung bezahlbar geworden. Zum „High Tea“ nippen wir hier aus filigranen Tassen unseren Tee und essen uns dabei etagenweise durch die Biscuits auf der Anrichte. Der Übergang zum bunten alkoholschwangeren Cocktail ist übergangslos. Der Nebel über der Viktoria Brücke ist trotzdem eher auf die Gischt des Zambezi als auf den angeheiterten Zustand zurückzuführen. Den krönenden Abschluss bildet das Dinner bei Kerzenschein. Der Service ist unauffällig dabei aber stets aufmerksam. Als ich mich am Arm meines Prinzen schwankend zum Ausgang begeben, fühle ich mich wie Lady Di in Wanderstiefeln.

### Achterbahnfahren auf dem Zambezi

Für alle die das Raften lieben ist die Fahrt auf dem Zambezi der Höhepunkt. Die Tour beginnt am Fuße der Viktoria-Fälle und führt über insgesamt dreiundzwanzig Stromschnellen. Denjenigen, die mit dieser Sportart nicht vertraut sind, sei dazu folgendes erklärt:

Bis zu acht Personen, spärlich beleidet, mit Schutzhelm, Schwimmweste und Plastikpaddel ausgerüstet, stürzen sich in einem Schlauchboot den reißenden Fluss hinunter. Da nicht besonders lange gefackelt wird bis es losgeht, sind die Paddelzüge der Mannschaft, die sich Minuten zuvor erst kennen gelernt hat, meist unsynchron. Dies wird letztendlich dazu führen, dass das Boot kentert, im Fachjargon „flip“ genannt. Was, in gewissen Grenzen versteht sich, durchaus erwünscht ist.

Um nun den Eindruck etwas zu verwischen, dass hier völlig unverantwortlich vorgegangen wird sei angemerkt, dass sich die von uns ausgewählte Adventure-Gesellschaft (Safari par Excellence) um eine Sicherheitseinweisung bemüht. Der erfahrene Rafter, den sie „Hippo“ nennen, gibt sich alle Mühe, die wichtigsten Details bei diesem Briefing abzudecken. Die Highlights:

- Wenn ihr euch nach dem Kentern nicht zu einem der Schlauchboote retten könnt, dann versucht eines der Kanus zu erreichen, die eigens dafür die Tour begleiten. Schlagt die Beine über das Kanu, das euch dann zum Boot zurückbringen wird. Wenn das Kanu währenddessen kentert, bitte loslassen, der Kanute wird euch dankbar sein.
- Solltet ihr abgetrieben werden, werfen wir euch ein Seil mit einem Beutel zu. Bitte nur am Seil festhalten! Wenn ihr den Beutel ergreift, wird sich das darin befindliche Seil immer weiter aufwickeln, bis ihr schließlich, in ein paar hundert Metern, den Zettel mit der Bedienungsanleitung in der Hand haltet, die euch erklärt, euch nicht am Beutel festzuhalten.



Krokodile: Prachtexemplare wie dieses gibt es glücklicherweise nur im unteren Teil des Zambezi-Flusses

Als wir die vielen Stufen in den Canyon zum Zambezi hinabsteigen, ist mir schon ein bisschen mulmig. Der spektakuläre Ausblick, den ich am Fuße der Viktoria-Fälle auf die donnernden Wassermassen genießen kann, versöhnt mich allerdings wieder. Zumindest für einen Moment, denn plötzlich ertönt markerschütterndes Gekreische von oben. Ich hebe den Kopf

und sehe zwei panikerstarrte Frauenkörper auf mich zuschießen. Erst langsam fällt bei mir der Groschen. Es handelt sich hierbei nicht um einen Unfall, sondern um einen

Tandem-Bungee-Sprung von der Viktoria-Brücke hinab.

Der Führer, der unser Boot steuern wird, stellt sich als Colgate vor. Er heißt eigentlich Kretu, bildet sich aber ein, dass wir uns seinen Künstlernamen besser merken können. Er ist ein lustiger Zeitgenosse. Noch bevor er uns die englischen Kommandos beibringt müssen wir einen Wechselgesang mit ihm einstudieren. Stefan und ich teilen das Boot mit fünf Italienern, von denen nur einer leidlich Englisch kann. Ich denke „na das kann ja heiter werden“. Colgate hat die grandiose Idee die Kommandos auf italienisch zu lernen. Bei seinem Akzent verstehen aber

weder die Italiener noch wir ein Wort. Das Probepaddeln wird ein rechtes Durcheinander. Also doch auf englisch, wenn nötig mit Übersetzung. So setzen sich an diesem Vormittag 14 Boote unterschiedlicher Gesellschaften in Bewegung. Die ersten Rapids (=Stromschnellen) nehmen wir ziemlich gut und haben alle einen Riesenspaß. Auch bei der ersten härteren Welle (Rapid 4) geht nur einer über Bord, den wir aber gleich wieder einfangen. Rapid 7 ist wegen der Felsen nicht ungefährlich. Bei Shearwater (einem anderer Anbieter) wird daher das Boot um die Schnelle herum getragen. Wir werden von Kretu ziemlich angebrüllt, aber wir schaffen es und singen mit stolzgeschwellter Brust und aus voller Kehle unseren Wechselgesang ans Ufer. Dort schleppen die Shearwaters mit missmutigen Gesichtern ihre Gummiboote um die Schnelle herum. Vor uns treibt ein Südkoreaner der aus einem der anderen Boote herausgefallen ist. Stefan und ich paddeln wie die Wilden, um ihn einzuholen, aber das Boot scheint sich nicht von der Stelle zu rühren. Kretu kann sich das Lachen kaum verkneifen, brüllt aber trotzdem über den tosenden Lärm des Zambezi hinweg „Team, wir versuchen diesen Mann zu retten!“ Erst nach einer Weile wird ersichtlich warum wir so schlecht vorwärts kommen. Neben uns treibt ein Italiener aus einem anderen Boot. Seine Landsmänner in unserem Team haben Nationalismus walten lassen und sich zu seiner Rettung entschieden. Nach der Bergung ist erst einmal wildes Geschnatter an Bord. Kretu, dessen Kommandos kein Mensch mehr beachtet, bittet lautstark um Ruhe. In die nun eintretende ehrfürchtige Stille hinein erfolgt ein gigantischer Rülps der über Bord gegangenenen. Die Stromschnellen werden in Schwierigkeitsgrade von 1 bis 6 eingeteilt. Eine 1 ist leicht zu nehmen, eine 5 ist starker Tobak und die 6 darf kommerziell gar nicht befahren werden, weil sie zu gefährlich ist. Eine 5 in Deutschland, habe ich mir sagen lassen, macht auch nicht richtig viel Freude, weil das Wasser meist nicht sehr tief ist und daher die Gefahr besteht, dass man sich beim Flip verletzt. Am Zambezi ist das anders. Er führt so viel Wasser, dass eine Bodenberührung nicht möglich ist. Rapid 8 jedenfalls kann als 4 (weiter rechts) oder als 5 (weiter links) befahren werden. Kretu überlässt uns mit einem gewissen Augenzwinkern die Entscheidung. Das riecht nach Flip. Trotzdem beschließen Stefan und ich sowie drei der Italiener es zu wagen. Kretu steuert direkt auf den Wellenkamm zu, so dass das Boot sauber, in einer schulbuchmäßigen Rolle rückwärts kentert und seine Insassen in den Zambezi entleert. Nun war meine Auffassung, dass mir gar nichts passieren kann, solange ich über Wasser bleibe. Was ich aber völlig verdrängt habe ist die Tatsache, dass der Zambezi kein Wässerchen ist, sondern ein ziemlich gewaltvolles Ungetüm, das einen zum Kampf einlädt. So habe ich dann jede Menge zu tun, um mich zum nächsten Boot zu schleppen. Alle Versuche dabei Luft zu schnappen werden in Zambezi-Wasser ertränkt. (Über die Folgen für mein Verdauungssystem mache ich mir in diesem Moment wenig Gedanken.) Als mich Kretu ziemlich ermattet in das Schlauchboot hievt, kann ich nur noch keuchen „Where is my boyfriend?“ Stefan ist derweil von einem anderen Boot aufgesammelt worden, strahlt aber wie ein Honigkuchenpferd. Sein Fazit: „Anstrengend, aber geil!“ Erst jetzt bemerke ich, dass ich mein Opfer für das im Zambezi lebende Ungeheuer, die Schlange Nyami-Nyami, geleistet habe: Einer meiner Schuhe ist weg. Glücklicherweise hat Nyami-Nyami wohl keine Füße und spuckt ihn daher kurze Zeit später wieder aus. Rapid 9 ist eine Schnelle mit Schwierigkeitsgrad 6. So müssen wir alle aussteigen und können zusehen, wie die Profis die Boote dort durchbringen.

Nur noch eine Schnelle vor der Mittagspause. Ich bin ziemlich erledigt, nass bis auf die Knochen und total durchgefroren. Die Pause habe ich bitter nötig. Die Schnelle ist eigentlich auch nichts dolles. So kann es sich Kretu später auch nicht erklären, warum wir an dieser Stelle plötzlich seitlich zum Wellenkamm stehen und es das Boot umdreht. Ich habe gar nicht genug Zeit zu peilen was eigentlich Sache ist. Plötzlich ist es über mir dunkel. Ich bin wohl unter dem Boot. Also abtauchen und wieder raus. Als ich neuerlich auftauche, bin ich zwischen den Felsen des Canyons und dem Boot eingeklemmt, auch keine besonders erquickliche Erfahrung. Bis die gesamte Mannschaft wieder an Bord ist, vergeht eine Ewigkeit. Die Anderen sitzen schon gemütlich bei Reis mit Huhn, da versuchen wir immer noch aus dem Kehrwasser, in das wir uns mit unserem Schmiss hineinbefördert haben, wieder herauszupaddeln. Dies ist für mich das Ende der Reise. Wieder einmal ohne Schuhe (ob Nyami-Nyami sie wohl diesmal behält?) und total k.o. mag ich einfach nicht mehr weitermachen. Drei der Italiener strecken auch die Segel, so dass Stefan und die verbleibenden Insassen für die Weiterfahrt aus anderen Booten Unterstützung anheuern müssen. Als ich am Abend die strahlenden Sieger in Empfang nehme erzählt Stefan, dass die zweite Hälfte der Tour nur halb so aufregend ist. „Keiner ging mehr über Bord und die Rapids waren auch nicht mehr so schlimm.“ Zur Überraschung bringt Stefan mir meine Schuhe mit. Das Ungeheuer steht wohl nicht auf Gau-Algesheimer Käsefüße....

### **Hwange Nationalpark – Naturerlebnis mit Verwöhnfaktor**



Lagerfeuer: Unser Camp am Mandavu Dam

Bisher waren wir es gewohnt, uns auf den Campingplätzen innerhalb der Nationalparks um alles selbst zu kümmern. Die Überraschung ist daher groß, als wir nach Hwange kommen. Hier gibt es, neben drei großem Campsites, verschiedene Picnic Sites, die ebenfalls für Übernachtungen gebucht werden können. Das besondere daran ist, dass diese Plätze von

Guides betreut werden. So kocht morgens beim Aufstehen das Kaffeewasser bereits und das Duschwasser ist eingeheizt. Selbst das Geschirr spülen und Wäsche waschen übernimmt der Guide gerne. Er verdient sich damit ein Zubrot, ohne das er bei der momentanen Inflationsrate seine Familie nicht ernähren kann. Abisha, der Betreuer am Mandavu Dam, kann nur alle drei Monate nach Hause.



Abendessen: Abisha und Stefan präparieren frisch gefangenen Fisch

Gelegenheit zum Einkaufen hat er so gut wie keine. „Ich bin darauf angewiesen, dass mich jemand mit Lebensmitteln versorgt.“ Die Lieferungen an Maismehl, die eigentlich Aufgabe der Parkverwaltung wären, erfolgen schon lange nicht mehr regelmäßig. Dies geschieht nicht aus bösen Willen, sondern weil das Maismehl zur



Tiervielfalt im Hwange:  
Ein Klippschliefer beim Posing

Zeit schwer zu bekommen ist. Abisha freut sich, wenn Touristen seine Vorräte aufbessern oder ihm Kleidungsstücke überlassen.

Die Picnic Sites liegen an Flussläufen oder an Wasserlöchern. Sie verfügen außerdem über gemauerte Beobachtungshäuschen mit Tischen und Stühlen. Orte zum hängen bleiben. Hier sitzen wir im Schatten, genießen ein kühles Bier und warten darauf, dass die Tiere zu uns kommen.

Besonders dann, wenn die Sonne gerade am Horizont verschwindet, lockt es das Wild aus seinem Versteck. Wir freuen uns die selten gewordenen Breitmaulnashörner zu sehen. Sie sind Opfer der Wilderei und die am stärksten vom Aussterben bedrohte Säugetierordnung Afrikas. Ihre Hörner werden für den chinesischen und südostasiatischen Pharmamarkt zu Potenzmittel verarbeitet. Im Jemen sind Dolchgriffe aus Nashornelfenbein gefragt.



Abendstimmung: Elefanten am Masuma Dam

Um den Park zu überwachen, werden die Ranger mit Elektronik versorgt: Palm-Pilots mit integrierter GPS-Funktion sollen die handgeschriebenen Berichte ersetzen. Ein



Fotoshooting: Stefan im Beobachtungshäuschen

Franzose erklärt den Rangern in unserem Beisein wie das System funktioniert. Batteriebetrieben natürlich. Wieder so ein Stück Entwicklungshilfe über die wir nur den



„Bitte eine Reihe bilden...“

Kopf schütteln können. Für die 1000 US Dollar je System könnten über Jahre hinweg Leute beschäftigt werden, welche die handgeschriebenen Berichte auswerten. Dies wäre zuverlässiger, billiger und würde Arbeitsplätze schaffen.



Schlammbad: So verschaffen sich die Elefanten Abkühlung.  
Die Schlammkruste schützt ihre Haut vor dem Austrocknen.



Familie Nilpferd: Nach einem ausgiebigen  
Nickerchen über Tag erfrischen sich die Tiere  
jetzt am Brunnen in Masuma Dam

In Masuma Dam steht das Beobachtungshäuschen wenige Meter vom Wasserloch entfernt. In einer Nacht beschließen wir dort zu schlafen und nicht, wie gewohnt, im Auto. Im Eingang stellen wir Lampen auf, damit uns die Hyänen keinen Besuch abstatten. Wir leuchten mit der Taschenlampe in den Busch. Am Wasserloch sind die verräterischen grüngelben Augenpaare von Löwen auszumachen. Nachdem ich sicher bin, dass wir keine beinlosen, zischelnden Gäste haben, schlafe ich ein. Plötzlich sind Rollgeräusche zu hören. Noch im Halbschlaf frage ich mich wer mitten in der Nacht mit dem Auto durch den Nationalpark braust. Dann kommt das Geräusch näher. Ich habe mich getäuscht. Was da heranrollt ist eine Herde Büffel. Man hört das



Auf der Pirsch: Am späten Abend kommen auch die Löwen zum Wasserloch

Schnauben und Treten. Sofort füllt sich die Luft mit einer dicken Staubwolke. Das Muhen der Herde wird lauter, von rechts jedoch ist das laute Röhren eines einzelnen Tieres zu hören. Wir beleuchten das Wasserloch wo Hunderte roter Augenpaare funkeln. Das Plantschen und Grunzen lullt uns in den Schlaf. Noch bevor die Sonne aufgeht sind die ersten Schatten am Wasserloch wahrnehmbar. Stefan weckt mich ganz aufgeregt. Wir trauen beide unseren Augen nicht. Da sitzen 10 Löwen um einen toten Büffel und schmausen genüsslich. Jetzt erst können wir die Geräusche der letzten Nacht richtig deuten: Wir waren Zeuge eines Lion-Kill!



Lion-Kill: Dieser Elefant ist vor vier Tagen gestorben. Jetzt machen sich die Geier über ihn her.



Neue Freunde: Stefan und Abiot

Die Pumpe, die das Wasser für die Tiertränke fördert, hat gerade genug Diesel für 24 Stunden Betrieb. Daher muss Abiot, der den Masuma Dam betreut, jeden Morgen über das freie Feld, um den Tank zu füllen. So auch heute. Löwen hin oder her. Er schultert seinen Kanister und setzt sich in T-Shirt und kurzen Hosen in Bewegung. Von Gefahrenzulage hat er natürlich noch nie etwas gehört. Begleitet wird er heute von zwei bewaffneten Rangern. Stefan schließt sich ihnen an. Die Jungs entsichern ihre Waffen und los geht's. Ich beobachte den

Spaziergang aus der sicheren Entfernung. Kaum wittern die Löwen aber den Trupp, sind sie auch schon im Busch verschwunden. So kann Stefan den Büffel in Augenschein nehmen, ohne sein eigenes Hinterteil dabei einzubüßen.

### Mugabe will nur unser Bestes, das Bare

Noch ein Wort zum lieben Geld: Bis zum Januar diesen Jahres war der Besuch von Nationalparks in Zimbabwe eine günstige Angelegenheit. Dies hat sich grundlegend geändert. Ausländer dürfen Nationalparks und Unterkünfte nicht mehr in Zim Dollar bezahlen. Die Gebühren die verlangt werden sind unverschämt. Als ich den Parkranger im Büro in Hwange frage warum alles so überzogen teuer ist, zeigt er auf das Foto von „seiner Exzellenz“ und meint lapidar „you have to ask tim“. Ich denke noch er hat sich versprochen, lerne aber später, dass tim eine Abkürzung ist für „this idiot Mugabe“. Der Despot lässt nichts unversucht, um an Devisen heranzukommen. Die Folgen sind abzusehen: Die Nationalparks sind leergefegt. Und, das System ist nicht durchdacht. Die Ranger kämpfen mit Touristen die nur große Scheine haben, oder eben nur Zim Dollar. Auch in unserem Fall läuft das so. Stefan will mit einer Kombination aus Rand und US Dollar bezahlen, aber der Ranger hat natürlich kein Wechselgeld. Die Situation ist ihm sichtlich unbehaglich und so murmelt er minutenlang „this is a problem.“ Wo er uns doch nett behandeln muss, weil sein Bruder mit einer Deutschen verheiratet ist, wie er uns erklärt. Die afrikanische Lösung des Problems: Der Ranger steckt das was wir für diese Nacht zuviel gezahlt haben in die eigene Tasche und wir übernachten dafür eine weitere Nacht umsonst. Keine Quittung – Hakuna Matata (kein Problem).



## Mana Pools – Auf du und du mit Elefant und Gnu

Dieser Park, im äußersten Norden des Landes und direkt am Zambezi gelegen, zählt für uns zu den Höhepunkten unserer Afrikareise. Nirgendwo sonst war bisher die Tierbeobachtung so einsam und ungestört. Hier kann man im Einklang mit der Natur leben und völlig die Zeit vergessen.

Auf dem Weg zum Nationalpark müssen wir jedoch zunächst durch ein Gebiet, das verseucht ist mit Tse-Tse Fliegen. Diese Tiere kennt man bei uns als Überträger der Schlafkrankheit. Der Reiseführer weiß dazu beruhigendes zu berichten: Es gab und gibt unzählige Projekte, um die Plage einzudämmen. In den Dörfern haben wir



Flaschen mit Lockstoffen gesehen, die in den Boden eingegraben sind. Darüber sind giftgetränkte Tücher als bewegte Fallen aufgespannt. Diese Maßnahme ist offensichtlich so effektiv, dass im letzten Jahrzehnt kein Fall von Schlafkrankheit mehr aufgetreten ist. Was die Biester allerdings nicht davon abhält trotzdem zuzustechen. Eine äußerst schmerzhaft



Angelegenheit. Unser Schicksal ist, dass es die Viecher vor allem auf dunkle bewegte Objekte abgesehen haben. Da es sehr heiß ist, fährt unser schwarzer Landy stets mit offenen Fenstern. Wann immer wir anhalten müssen, sind die Fliegen zur Stelle. Sie scheinen mehr Leben zu haben als eine Katze. Ich erschlage sie mit dem dicksten Buch das ich zur Hand habe und Minuten später fliegt mir die selbe Kreatur wieder fröhlich surrend unter den Rock.

Aber zurück zu dem Park in dem (fast) alles erlaubt ist.

Regel Nummer 1: Mit dem Fahrzeug stets auf den Wegen bleiben.

Regel Nummer 2: Zu Fuß können die Wege verlassen werden.

Das ist im übrigen Afrika nirgendwo erlaubt.

Schon einige hundert Meter hinter der Parkgrenze sehen wir unsere ersten Wildhunde. Eine weitere Spezies, die in ihrem Bestand deutlich gefährdet ist. Auf dem ganzen afrikanischen Kontinent gibt es nur noch 3000 Exemplare. Die Tiere liegen gemütlich am Wegesrand und dösen in der Mittagshitze. In einiger Entfernung wälzen sich Jungtiere unter einem Baum im Staub.

Bei unserer Anmeldung im Büro der Parkranger haben wir dann die gleiche leidige Diskussion wie schon in Hwange. Der Ranger will 30 US Dollar pro Nacht und Nase sowie 15 US Dollar Parkeintritt und 5 US Dollar für das Auto. Wir zahlen nach langer Diskussion mit einem 100 Dollar Schein auf den er natürlich nicht herausgeben kann. Er vertröstet uns auf morgen, so dass wir erst einmal abziehen und unsere „exklusive Campsite“ in Augenschein nehmen. Exklusiv ist daran die Lage, die Infrastruktur besteht lediglich aus einem miefigen Plumpsklo. Wir lagern direkt am Zambezi, auf Tuchfühlung mit Krokodilen und Nilpferden. Während im Westen die Sonne wieder einen ihrer unvergleichlichen afrikanischen Untergänge zelebriert, überqueren im Osten ein paar Elefanten den Fluss. Die Kleinen halten sich dabei am Schwanz der

vorangehenden Erwachsenen fest, so wie man das aus den Zeichnungen von Walt Disney kennt. Dort wo das Wasser am tiefsten ist, sieht man nur noch die Rüssel hervorlugen.

Wir erkennen den Rhythmus der Natur in den Tagesabläufen der Tiere. Das Lachen der Hippos setzt zur Nachmittagszeit ein, das Surren und Brummen der Insekten bei Einbruch der Dunkelheit. Jeden Abend besucht uns ein Büffel, der nicht genug bekommen kann von dem Gras unter den Leberwurstbäumen. Und unglaublich, aber

nicht erfunden: Jeden Morgen sehen wir einen Wildhund hinter Impalas herjagen.

Als in der Entfernung die Geier kreisen, fürchte ich, dass er erfolgreich gewesen ist. Wir machen uns auf den Weg, um die Sache näher zu untersuchen. Tatsächlich, dort im Dickicht liegen die Gerippe eines Impalas. Die Gliedmaßen liegen, für Wildhunde typisch, in Stücke gerissen am Boden verteilt. Über den Frühmorgen-Snack machen



Ein seltener Anblick: Wildhunde  
Hier im Mana Pools Nationalpark

sich inzwischen Vögel und Schakale her. Wanderungen in Mana Pools haben ihren Reiz, denn wir müssen uns aufmerksam bewegen. Da wir auf Waffen zur Selbstverteidigung verzichten, bleibt uns nur die Vermeidungsstrategie. Wenn ein Nilpferd zu hören ist, schauen wir, dass wir nicht zwischen das Tier und das Wasser geraten. Nähert sich ein Elefant, so schlagen wir einen großen Bogen. Wenn sich das Gestrüpp nicht vermeiden lässt, dann klettern wir zuvor auf eine Anhöhe, um sicher zu gehen, dass sich keine Löwen darin verstecken. Wir machen es außerdem

wie die Antilopen. Diese richten sich immer nach den Pavianen. Die Affen bemerken Gefahren aus ihrer erhöhten Sitzposition in den Bäumen meist als erstes. Wenn Paviane Spektakel machen, rennt man am besten in die entgegengesetzte Richtung zu der, in die sie starren.

Ich sitze gerade gemütlich im Camp auf meiner Decke unter einem Leberwurstbaum, da fällt ein Schatten auf mein Buch. Ich sehe hoch und erstarre. Der Elefant, der uns jeden Nachmittag einen Besuch abstattet, steht genau vor mir. Es wird mir ewig ein Rätsel bleiben wie es diesen Tieren gelingt, sich mit ihrem tonnenschweren Körper lautlos durch den Busch zu bewegen. Hilfesuchend blicke ich zu Stefan hinüber. Dieser steht, feist grinsend, mit der Kamera bewaffnet, sicher hinter dem Auto. Was lehrt uns bisher die Erfahrung?



Elefanten: Grenzgänger ohne Papiere



Ein Elefant ist dann ungehalten, wenn man sich ihm aktiv in den Weg stellt. Wenn man jedoch vor ihm da war, erkennt er dies meist an, ohne sich aufzuregen. Jetzt hebt das Prachtexemplar vor mir den Rüssel und schnuffelt. (Calvin Klein „Eternity“, für die, die es gerne genau wissen wollen.) Ich atme ruhig durch, sende dieser dickfelligen Kreatur freundliche Gedanken und warte. Nach einer Zeit, die mir wie eine Ewigkeit vorkommt, senkt er seinen Riechkolben und ich meine sogar ein Lächeln erkennen zu können, bevor er sich umdreht, noch einmal verstohlen nach ein paar Grashalmen in meiner Nähe greift und dann gemächlich davon schlendert.

Ein Land Rover rollt heran. Auf dem Anhänger transportiert er zwei Kanus. Ein Kanu-Trip auf dem Zambezi gehört zum Standard-Programm. Auch wir hatten uns erkundigt, aber Mehrtagestouren entlang der Küste von Zimbabwe werden nur noch selten angeboten und sind mit 350 US Dollar pro Person unverschämte teuer. Bei Stefan ist daher die Freude groß, als die Herren ihm anbieten, ihn auf ihrer Nachmittagstour mitzunehmen. Eingerahmt von einem der bekanntesten Maler Zimbabwes und einem Phantombildzeichner des FBI treibt er den Zambezi hinab. Drei Stunden später steht er freudestrahlend wieder vor mir. Für den Gegenwert eines deutschen Vollkornbrottes hat er sein Abenteuer gehabt. Mit einem leichten Frösteln lausche ich der Geschichte die er mir dazu erzählt. Der Maler hat die Tour aus beruflichen Gründen unternommen. Er wurde gebeten ein Bild von der Stelle anzufertigen, an der vor 4 Wochen eine Amerikanerin einen „Zusammenstoß“ mit Nilkrokodilen hatte. Sie trieb mit ihrem Boot samt Führer den Fluss hinab. Plötzlich wurde das Boot seitlich von einem Krokodil attackiert. Die Amerikanerin ruderte mit den Armen, um das Gleichgewicht zu behalten. Den ausgestreckten Arm packte dann ein listiges Krokodil auf der anderen Seite des Kanus und zog sie aus dem Boot. Ihr Begleiter konnte nur zusehen wie sie noch zweimal auftauchte, bevor ihr Körper im Zambezi verschwand. Die beiden Krokodile wurden gejagt und getötet. Die Gebeine der Amerikanerin wurden darin gefunden - gerecht aufgeteilt.

Nach fast einer Woche können wir uns endlich loseisen. Diesmal sind wir clever und befestigen Moskitonetze an den Fensterrahmen. Den Tse-Tse Fliegen drehe ich übermütig eine Nase. Plötzlich steht eine Herde Elefanten vor uns auf dem Weg.



Über unser Herannahen sind sie wenig erbaut.

Sie mögen einfach keine Motorengeräusche.

Diese Tiere scheinen uns besonders nervös zu sein.

Sie sind mit vielen Babies unterwegs. Die

Leitkuh startet dann auch einen Angriff. Stefan

gibt tüchtig Gas. Bis etwa 50 km/h hält sie gut

mit, trötet wütend und flattert mit ihren

riesigen Ohren. Erst als wir schneller werden

bleibt sie stehen. Durch die Heckscheibe sehe

ich sie, immer noch wütend stampfend, im

aufgewirbelten Staub der Piste verschwinden.

Da wir nur für eine Nacht gezahlt haben, mache

ich mich auf längere Diskussionen am Ausgangstor zum Park gefasst. Dort will man natürlich unsere Quittungen sehen. Stefan tischt dem Kerl eine komplizierte

Geschichte auf. Der Mann wird zwar recht wütend, frisst die Story aber und das

Unglaubliche geschieht: Wir zahlen den Preis für Einheimische in Zim Dollar und

können passieren. Bevor wir wieder bewohntes Gelände befahren dürfen, müssen wir

noch ein von Wächtern kontrolliertes Tse-Tse Tor passieren. Mit winzigen Säckchen aus Moskitonetz, die an einem kurzen Holzgriff befestigt sind, fangen die Männer im und am Wagen verbliebenen Tse-Tse Fliegen ein und machen sie unschädlich. Als der Angestellte jedoch unsere Fliegengitter sieht, winkt er uns durch. Schade, denn wir hätten die Szene gerne im Bild festgehalten.

### **Ein Land geht zu Fuß**

Zimbabwes Straßen sind vorbildlich. Die Hauptverbindungswege sind alle geteert. Aber es herrscht gespenstische Ruhe. Egal wohin wir uns bewegen, kein Fahrzeug überholt uns und nur gelegentlich kommt uns ein Lastwagen entgegen. Nicht einmal Busse scheinen mehr zu fahren. In der Nähe von Dörfern wird der Verkehr dennoch dichter – Fußverkehr. Menschen mit Wasserkanistern, mit Säcken von Maismehl oder mit Tauschwaren. Kinder auf dem Weg zur Schule, Jungen die ihre Herden auf das Feld treiben. (Gelegentlich rennen dabei Ziegen und Rinder unvermittelt auf die Straße, die kritischste Verkehrssituation mit der wir hier zu rechnen haben.) Wenn wir uns nähern, bleiben die Leute stehen, schauen, winken oder geben uns das `Daumen-hoch`-Zeichen. Dann lächeln sie dieses gewinnende Lächeln nach dem man hier regelrecht süchtig werden kann. Die Kinder rufen „hello, hello“, auch „sweety, sweety“ und wenn sie wirklich Hunger haben nach Brot. Dann habe ich selbst dieses hilflose Gefühl im Bauch und frage mich zum hundertsten Mal, was zu tun ist, das nicht wie ein Tropfen auf den heißen Stein wirkt.

Die Erwachsenen freuen sich, wenn man bei ihnen stehen bleibt, um nach dem Weg zu fragen. Dann folgt das Begrüßungsritual:

„Hallo, wie geht's?“  
„Mir geht's gut und wie geht's dir?“  
„Ich komme zurecht. Woher kommst du?“  
„Ich bin aus Deutschland.“  
„Wie gefällt dir unser Land?“  
„Oh wir finden es wundervoll, aber ihr habt es hier schwer zur Zeit.“  
„Ja wir haben es schwer. Hoffentlich wird es bald besser. Wir sind gute Leute.“



Holzschnitzerei: Diese Männer fertigen hauptsächlich Giraffen für Touristen. Zur Zeit läuft das Geschäft schlecht.

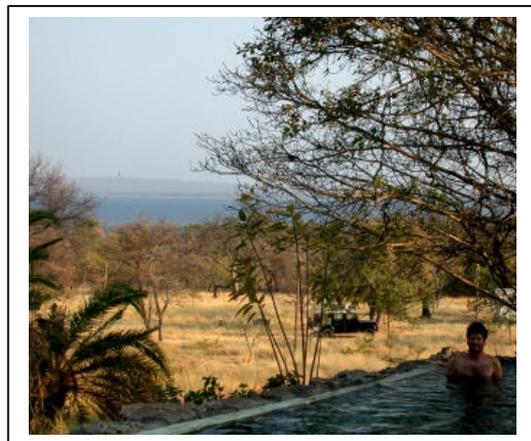
## Das vergessene Volk - Die Tonga

Neben den zwei großen Volksstämmen Zimbabwes, den Shona und Ndebele, existiert im Norden des Landes eine Minderheit die scheinbar in Vergessenheit geraten ist – Die Tonga. Einst eingewandert vom Malawisee lebten sie, von allen Wirren der Kolonialisierung unbehelligt, in den fruchtbaren Ebenen rechts und links des Zambezi. Dann wurden sie von den Ereignissen überrollt. Zunächst trennte der Zambezi, zur Staatsgrenze zwischen Zambia und Zimbabwe ernannt, das Volk. Dann kamen die Pläne zur Errichtung des Kariba-Staudamms auf den Tisch. Ein gigantisches Bauprojekt, das die Stromversorgung Zambias und Zimbabwes sichern sollte. Das Land der Tonga wurde zu Überschwemmungsgebiet erklärt und die Menschen zwangsumgesiedelt. Der Widerstand gegen das Projekt war groß. Die Tonga-Chiefs prophezeiten Katastrophen und schrieben die Todesopfer die der Bau der Staumauer tatsächlich forderte der unbändigen Kraft Nyami-Nyamis zu. Dennoch war das Schicksal der Tonga besiegelt und schon bald sprach niemand mehr von diesen sesshaften Ackerbauern. Seither leben sie in unfruchtbaren Arealen, arm und hungrig. Heute sieht man in Binga, der Hauptstadt ihrer Provinz, die traditionellen Tonga nur noch selten. Die Frauen erkennt man an ihrem Schönheitsideal, den ausgeschlagenen Frontzähnen. Der regelmäßige Gebrauch von Cannabis wird von der Regierung stillschweigend geduldet. Wie lange sich die Kultur noch erhält vermag niemand zu sagen. Da Traditionen kaum noch überliefert werden, scheinen ihre Tage gezählt. (Buchtip: "Songs to an african sunset – a Zimbabwean story", geschrieben von Sekai Nzenza-Shand, Lonel Planet Publications)

## Binga – von Monstern und kleinen Fischen

Ein verschlafenes Fischerdorf am Rande des Kariba-Stausees. Der Campingplatz ist völlig verwildert, wir sind die ersten Gäste seit anderthalb Jahren. Beim Baden in den heißen Quellen können wir den See ein gutes Stück überblicken. Zum Sonnenuntergang genießen wir ein kühles Bier. Der weiße Besitzer der Anlage (die außerdem einen Shop, eine Tankstelle, eine Werkstatt und Unterkünfte für Geschäftsleute beherbergt) erzählt:

„Mugabe hat das Land zugrunde gerichtet. Wer die Chance zur Flucht hatte ist gegangen. Für uns ist es zu spät. Ich finde in dieser Situation keinen Käufer für all das hier. Jetzt heißt es durchhalten. Wir sind sicher es wird zu einem Putsch



Heiße Quellen: Unser Camp in Binga mit Blick auf den Kariba-See

kommen. Hoffentlich kommt dabei niemand hier zu schaden.“ Ich mag mir gar nicht vorstellen, dass die Leute mit denen wir gemütlich in der Bar zusammensitzen eines Tages Opfer von Gewalttätigkeiten werden könnten. „Die Menschen leiden entsetzlich“, fährt er fort. „Ich sehe im Shop was sie kaufen. Das Geld reicht nicht einmal für das Nötigste. Ein Monatsgehalt für einen Liter Speiseöl, ein Stück Seife und ein Brot. Das kann nicht mehr lange gut gehen.“

Flucht in Belanglosigkeiten: „Heute Nacht soll Mars der Erde so nah sein, wie die nächsten 6000 Jahre nicht. Wir werden uns das ansehen. Kommt doch vorbei.“ Ich bringe Stefan tatsächlich dazu um 1 Uhr aufzustehen. Die Euphorie über den leicht rötlich schimmernden Punkt im Zenit hält sich allerdings in Grenzen.



Auge in Auge: Krokodile sind seit Jahrtausenden optimal an ihre Umgebung angepasst

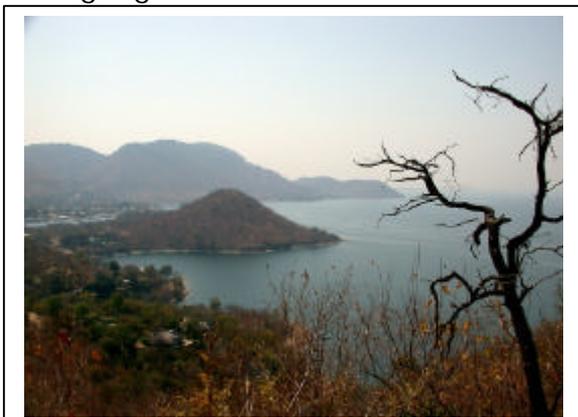
Auch in der Krokodilfarm ist man auf Touristenbesuch nicht mehr eingestellt. Der Führer muss erst zu Hause abgeholt werden. Die archaischen Monster einmal aus der Nähe beobachten zu können ist das Warten wert. Als bei den Nahaufnahmen die anvisierte Kreatur zu Fauchen anfängt wird es unserem Begleiter sichtlich ungemütlich. Er lockt uns zu den Babies. Diese sehen nahezu niedlich

aus und sind wahnsinnig schreckhaft. Die Eier für die Zucht werden aus Nestern entlang des Zambezi gepflückt. Das „Pflegepersonal“ rekrutiert sich aus Familien, die seit

Ewigkeiten für das Unternehmen arbeiten. Manche schon in der dritten Generation. Sie arbeiten für Geld, Unterkunft und Verpflegung. Wie man uns sagt ist die Verpflegung aber zur Zeit ein Problem. Selbst in einem zumindest halbstaatlich geführten Betrieb.

## **Karibasee - You are not lost, everything is fine**

Unsere Faszination für die Landschaften Zimbabwes ist nicht enden wollend und so beschließen wir auf Nebenstraßen zum Kariba-Stausee zu fahren. Ein ziemlich vermessenem Unterfangen, wenn man das Kartenmaterial betrachtet, das uns zur Verfügung steht. Aber wenn wir uns immer an der Himmelsrichtung orientieren, kann



Treffpunkt der Reichen und Schönen:  
Der Kariba-See mit mediterranem Flair

eigentlich nichts schief gehen. Schwierig nur, wenn man mit einer Copilotin unterwegs ist, die aus dem Schwatzen und Winken nicht herauskommt. Zeitweiliges Träumen tut sein übriges und plötzlich fahren wir nach Südwesten statt nach Nordosten. An einer Kreuzung sitzen Mitglieder einer Glaubensgemeinschaft, in weiße Kutten gehüllt, unter einem Baum und singen inbrünstig. Als sie uns bemerken ist die Hilfsbereitschaft wie immer groß, aber sie sind sich nicht einig darüber was der beste Weg zu unserem

Ziel sein würde. Also fahren wir erst einmal ein Stück zurück und fragen im nächsten Dorf. Dort gibt man uns weitere vage Anweisungen mit dem freundlichen Zusatz „ihr habt euch nicht verfahren, alles ist in Ordnung“. Endlich, an der nächsten Kreuzung sitzt eine ortskundige Schülerin unter einem Baum.

(Hier spielt sich das ganze Leben unter Bäumen ab, denn anders ist die Hitze nicht auszuhalten.) Sie zeichnet uns eine genaue Karte der Umgebung auf. Mit dieser Landkarte ist der weitere Weg ein Kinderspiel. Diese Erfahrung bestätigt einmal mehr, dass der Kontakt zur Lokalbevölkerung immer lehrreich ist.



Siesta auf afrikanisch: Hier spielt sich das Leben unter den Bäumen ab.

Das Klima und die Vegetation in Kariba, dem Ort zum gleichnamigen See, ist als mediterran zu

bezeichnen. Nur das afrikanische Flair will einfach nicht zu diesem Eindruck passen. Die Bezeichnung des Ortes leitet sich von dem Wort der Shona für Falle, kariwa, ab. Wir wählen eine Unterkunft direkt am Seeufer und gönnen uns wegen der tollen Aussicht den Luxus in einer der Hütten abzustiegen. Wie in der Falle kommen wir uns dabei überhaupt nicht vor. Allerdings fühlt dich der Zambezi hier sicher gefangen, denn der Kariba Damm bildet eine tonnenschwere, betonschwangere Behinderung für seinen Drang zum indischen Ozean. Die Fahrt über die Staumauer, von Zimbabwe nach Zambia, ist der eindrucksvollste Grenzübertritt bislang. Nach drei Wochen und 200 Liter Diesel verlassen wir ein Land in das wir uns verliebt haben. Wir werden zurückkehren, irgendwann...



Die Staumauer des Kariba-Dam: Grenzübergang von Zimbabwe nach Zambia